

Osternmorgen.

Von Joseph Wendel.

Ein Jubel tönt durch helle Lüfte, Ein tausendstimmiger Freudenruf, Es wallt empor wie Weihrauchdünste Aus Flur und Wald, und rings erschuf Auf der erstorb'nen freudeleeren Erde Ein neues Leben das allmächtige "Werde".

Die Sonne steigt in hell'rem Glanze Am wolkenlosen Himmel auf Und bricht des Winters letzte Schanze In unhemmbarem Siegeslauf; Es leimt und knospet, treibt und sprießt, entfaltet Die Erfrühlingsblüthen, grünet und gellaltet.

Ein sel'ger Auferstehungs-Morgen! O tritt hinaus, wo Alles lebt, Daß es den schweren Stein der Sorgen Vom Grabe Deiner Freuden hebt. Ist Glaube, Hoffnung, selbst die Lieb' erstorben, O, tritt hinaus — und neu sind sie erworben!

Neuer Frühling.

Eine Ostergeschichte von Edward Stilgebauer.

Das war ein seltsames Jahr. Schon bald nach Weihnachten, in den ersten Tagen des Januar, hatte sich der Frühlingssturm erhoben, ein lauer, von Mittag herbeihetzender Sturm, der Wolkenwand auf Wolkenwand, Regenguß auf Regenguß mit sich geführt hatte. Schnee und Eis des Dezember waren ihrer Wege gegangen und im Februar hatte das ganze Flußthal ausgehoben, wie ein einziger, großer Riefensee, denn all das himmlische Wasser hatte in dem Bette des Stromes seinen Platz mehr finden können, der Fluß war in die Breite gegangen und hatte Felder und Wiesen überschwemmt. Aber der Himmel schloß seine Schleusen, das Wasser verließ sich, und da Ostern vor der Thüre stand, war der Kampf zwischen Winter und Frühling siegreich zu Ende gekommen, aus Weichen und Primeln wand sich der Sieger seinen duftenden Kranz in das lodige Blondhaar und vom wolkenlosen Himmel grüßte eine neue goldene Sonne den auferstandenen Freund.

Durch die Straßen und Anlagen der Städte wogten die Menschen, gleichfalls wie aus langen Winterbanden auferstandene, die Fenster der menschlichen Behausungen waren weit geöffnet, neuen Frühling und neues Leben in die Zimmer und die Herzen zu lassen.

An dem großen Mittelfenster des ersten Stockwerkes der Villa Carlotta, einer der schönsten und elegantesten, von einem großen Garten umgebenen Behausungen im vornehmsten Villenviertel der großen Stadt, stand die immer noch jugendliche Herrin des prächtigen Anwesens und schaute träumerisch hinab in den wohlgepflegten Garten, dessen Bete der Gärtner gestern zur Feier des heranabenden Osterfestes mit Hyazinthen, Tulpen und Krokus, den ersten Boten des Frühling, geschmückt hatte. Eine schlanke Birke, die an der einen Seite des breiten wohlcoupirten Rasenbrette stand, war eben daran, ihre ersten zarten Rädchen zu entfalten, und jubelnd huschte ein Buchfinkenpaar durch die Zweige des Baumes, das Männchen laut turrirrend, das Weibchen leise lodend, als sei der Mai schon da und als sei es an der Zeit, sein Nestchen zu bauen.

Die immer noch jugendliche Herrin der Villa Carlotta, die kaum dreißigjährige Bankierswitwe Charlotte Cornelius, seufzt leise vor sich hin. Daß einen Buchfinkenpaarchen im Frühling auch an so mancherlei erinnern kann! Seit zwei Jahren ist ihr Mann nun todt, und standhaft hat sie alle Anträge, die man ihr in dieser freilich nicht langen Zeit offen und verfohlener Weise gemacht hat, zurückgewiesen. Denn einmal hat sie ja einen Sohn, der Bub ist jetzt elf Jahre alt, für dessen Wohl und Wehe sie wirken kann, und dann diese Anträge, war's ein Wunder, daß sich mancher nicht geniren würde, die Villa Carlotta mit ihr zu theilen? Das war doch das nicht, was sie einst dahingegen, einst hatte dahingegen müssen für diese Villa Carlotta! Sie hat das Fenster verlassen, die schmerzlichen Gedanken sind vorgezogen, denn der Glanz der Frühlingssonne blendet sie und sie möchte träumen und träumen. Um den Gatten trauert sie nicht, um ihn kann sie nicht trauern, denn wie der sich damals vor zwölf langen Jahren schon eben erblickten achtzehnjährigen Schönheit bemächtigte, wie der sie gekauft hatte, ja, sie konnte wahrhaftig nur dieses eine häßliche Wort "gekauft" für diesen Handel gelten lassen, das war nicht, um ihm nachzutauern. Und auch die Ehe war nicht danach gewesen. Eine Ehe ohne Mangel, im Ueberflus, voll äußerer Zerfreuungen und innerer Leere, in der jedem ein-

gelassen nichts und beiden zusammen gerade das Allerbeste fehlte, der nachtrauern, das hatte wahrlich keinen Zweck. Nein, diese zehnjährige Ehe mit ihren Välen und Vergnügungen im Winter und Sommer, die war dergeffen, sie wäre nicht vorhanden gewesen, wenn nicht Gustav, ihr Sohn, das einzige bleibende aus diesem Zusammenleben zweier so grundverschiedener Naturen, daran gemahnt hätte, daß diese Ehe wirklich einmal war.

Als sei es gestern gewesen, steht noch der Tag vor ihrer Seele, an dem sie, das einfache und anspruchslose Geschöpf, die Braut des reichen Bankiers Cornelius geworden. Weit draußen in der Vorstadt hatte sie damals mit ihren Eltern gewohnt, mit der stillen und sanften Mutter, die zu allem, was der Vater that, nur Ja und Amen sagen konnte, und mit ihm, dem Vater, dem Projektentwerfer, der es sich nicht ausreden ließ, daß er es noch einmal in seinem Leben zum Millionär bringen würde. So schlecht war es ihm auch ging! Und schlecht war es ihnen doch wahrhaftig gegangen, sonst hätten sie doch damals nicht das Beste von ihren vier Zimmern abvermietet an den Doktor, den Philologen, und der ihr als erster von einem jungen, ungehauenen Glücke erzählt hätte, dessen zwei Menschen, die sich wahrhaftig lieben, theilhaftig werden können. Bauunternehmer war ihr Vater gewesen und als solcher war er mit Cornelius in Berührung gekommen. Der reiche Mann hatte sie besucht, damals, als draußen in der Vorstadt der neue Bahnhof entstand, und aus dem neuen Bahnhof heraus baute der Vater Plan um Plan von neuen Straßenzügen und neuen Geschäftsvierteln, und heute nach zwölf Jahren waren die Projekte des Vaters Wahrheit geworden, mit dem Gelde des Bankiers war nach den Plänen ihres Vaters eine neue elegante Stadt um den Bahnhof herum entstanden, Millionen waren dabei verdient worden fast ohne jedes Opfer . . . denn nichts, als ihr kleines, armes Herz war das Opfer gewesen . . . was das wohl bedeutet . . . so ein kleines, dummes Mädchenherz im Vergleich zu Millionen?

Als sei es gestern gewesen . . . steht dieser Tag heute noch vor ihrer Seele . . . Wie der Vater ihr sagte, Cornelius habe um ihre Hand angehalten, wie sie erwidert, sie könne nicht, sie dürfe nicht, sie sei nicht mehr frei, sie habe dem Doktor ihr Wort gegeben . . . und wie sie dennoch jenen Brief schrieb, den er am Abend in ihrem Zimmer fand, nachdem der Vater ihr klar gemacht, daß er sich und sie schon mit Haut und Haaren dem Bankier verkauft habe . . . und wie er dann gegangen, ohne ein Wort der Erwiderung, und wie aus seinem Briefe hervorging seinen Glauben schenkend ihrer elenden Phrase, daß sie sich doch in ihren Gefühlen ihm gegenüber getäußt habe . . .

Und dann war die große Leere ihres Lebens gekommen . . . Zwölf Jahre nun in Saus und Braus, zehn als Frau Cornelius und zwei als Wittne und der Doktor, der nunmehrige Oberlehrer Schweizer, hatte sie nie mehr eines Wortes gewürdigt, wenn es der Zufall gewollt, daß sie ihn da und dort, wie das manchmal nicht zu vermeiden war, in einer Gesellschaft oder bei einer öffentlichen Veranstaltung traf. Denn Schweizer war ein viel begehrter Mann geworden. Einer der beliebtesten Lehrer, der außerdem noch in zahlreichen Mädcheninstituten Literatur unterrichtete, wurde er als Junggeheule von 35 Jahren mit seinem mehr als auskömmlichen Einkommen überall geschmämt. Er hielt gelehrte und fesselnde Vorträge in adabemischen Vereinen, war Vorstandsmittglied der angesehensten künstlerischen Körperanschaf und seine gesellschaftlichen Talente wurden noch erhöht durch den Reiz, daß er als stilgewandter und satirischer Feuilletonist einer der am liebsten gelesenen Mitarbeiter der größten in der Stadt erscheinenden Tageszeitung war, ein Umstand, der ihm in gewissem Sinne ein gefürchtetes höheres Wesen verlieh, denn die Eingeweihten erkannten mit leichter Mühe, von wem in diesem oder jenem von der ganzen Stadt verschlungenen Feuilleton die Rede war. Aber boshaft war Dr. Schweizer nicht, er hatte nur einen scharfen Blick für die Schwächen seiner Mitbürger, die ihm seinen lebenswürdigen Humor auch dann nicht verübellen, wenn sie sich getroffen fühlten; kurz einer der seltenen, die für jedes Ding die nicht verlegende Form findend, alles sagen können, da für sie das Ausnahmefähig gilt: "Erlaubt ist, was gefällt."

Die Thür zu dem Zimmer, in dem Frau Charlotte, Träumen der Vergangenheit nachhängend, sitzt, wird ungestüm geöffnet. Gustav, ihr einziger Stütze herein, ein blaues Heft in der Hand. Die Wangen des Knaben sind hochgeröthet und in seinen großen, blauen Augen, dem Erbtheil der schönen Mutter, hängen zwei dicke Thränen.

"Mama, schluchzt der Junge los, das Extemporale, das griechische, das lehte vor den Ferien, ist wieder

ungenügend und ich hab' doch gestern Abend noch im Bette die Verba auf mir alle durchgenommen, Herr Dr. Schweizer hat die Hefte gleich in der Stunde korrigirt, heute Nachmittag aber morgen ist die Besetzungsfestsetzung und . . . und geht euch große Mühe," hat er gesagt, "denn wer die Verba auf mich nicht kann, den kann ich beim besten Willen nicht versehen" . . . und nun ist mein Extemporale ungenügend! — Mama —

Ein erneutes Schluchzen ringt sich los aus der Kehle des Knaben . . . "Habt ihr denn auch Griechisch bei Herrn Dr. Schweizer?" fragt Frau Charlotte, nur um etwas zu sagen . . . "Aber natürlich, Mama," antwortete Gustav, "Lateinisch, Griechisch und Deutsch . . . er ist doch unser Klassenlehrer . . . und hat sich immer große Mühe mit mir gegeben . . ." Frau Charlotte erröthet leise . . . Sie schämt sich, er hatte sich große Mühe gegeben mit ihrem Kinde . . . und sie, was wußte sie denn von dem Stundenplane ihres Sohnes . . . Griechisch und Lateinisch . . . kaum, daß sie noch eine Ahnung von ihrem bishigen Französisch und Englisch aus der Mädchenschule hatte . . . und nun Griechisch und Lateinisch . . . !

Sie kann ja nicht einmal die Buchstaben lesen in dem Hefte, das sie da in zitternden Händen hält, die Buchstaben, die ihr kleiner geschrieben hat . . . diese griechischen Buchstaben . . . aber die stolze Schrift, in der dieses "ungenügend" dasteht unter der Arbeit am Ende der Seite . . . die kennt sie, sie hat noch einen Brief in ihrem eleganten Schreibfächle, geschrieben in diesen stolzen männlich willensstarken Zügen . . . einen stolzen Abschiedsbrief. Die Antwort auf die Phrase von den Gefühlen die sich getäußt haben . . . In diesem Briefe heißt es: "Das Gefühl sollte der einzige Leitstern unseres Lebens sein, darum sagt einer unserer größten Dichter, folgen Sie Ihrem ersten Gefühl . . ."

Aus dieser Erinnerung erweckt sie der Knabe er ruft sie zurück in die Gegenwart. Bettelnd hat er seinen Arm um der Mutter Hals geschlungen und nun schmeichelt er: "Ja, Mutter, die anderen, die einen Vater haben, die sind viel besser daran. Mit den Hauslehrern ist gar nichts, die heissen einem doch nicht wie ein Vater und dann . . ."

"Und was dann?" fragte sie . . . "Und dann, die Väter besuchen alle die Lehrer vor der Verlegung und, du Mama . . ."

"Was denn, mein Liebling . . ." "Georg Hilldorf hat auch keinen Vater mehr, aber Frau Hilldorf ist gestern selbst bei Herrn Dr. Schweizer gewesen . . . und Georg hat gesagt, er wisse bestimmt, daß er versteht werde . . . und endlich kommt es heraus aus dem Munde ihres Knaben, das, was sie wünschte, das, wovor sie sich fürchtete: "Mutter, besuche doch auch du Herrn Dr. Schweizer, dann wird er mich sicher noch versehen."

Aus großen, weitauferstehenden Augen starrt sie ihren Knaben an, so daß dieser beinahe erschrickt . . . Und wieder bettelt der: "Nicht, Mama, nach Tische fährt bu gleich hin. Am Ende ist die Konferenz schon um vier Uhr . . ."

Sie nickte leise. Anfangs war, um den Knaben zu beruhigen, in dem Gefühl, daß sie das nicht fertig bringt, daß sie das nicht kann, mit dem Sprechen, den bitten, dessen, sie weiß es ja nur zu gut, dessen Lebensglück und Lebensschmerz sie war . . .

Aber der Knabe vertraut ihrem Ricken, und den Knaben, ihren Knaben, darf sie den täuschen . . . ?

Fast schweigend verzehren Mutter und Sohn ihr Mittagsbrod . . . Beim Pudding kommt es endlich von Frau Charlottens Lippen:

"Lassen Sie den Kutscher gleich nach Tisch anspannen, Johann, ich muß ausfahren . . ." Und Gustavs Augen leuchteten, er ergreift der Mutter Hand und wirft ihr einen freudigen, dankbaren Blick zu, und in dem Vertrauen ihres Kindes findet sie die Kraft.

Vor dem einfachen Miethshause, in dessen zweitem Stockwerk Dr. Schweizer Junggeheulewohnung liegt, hält die elegante Equipage der Villa Carlotta.

Frau Charlotta steigt die Treppe hinauf. Sie klingelt vor der Entree Thür des zweiten Stockwerkes, an der ein Porzellanbild verkleidet: "Dr. Heinrich Schweizer, Gymnasialoberlehrer. Des Doktor Wirthschafterin öffnet die Thür. Sie wischt die Hände an ihrer Küchenschürze, bevor sie die bereitgehaltene Karte der eleganten Dame in die Hand zu nehmen mag. Dann bittet sie schüchtern, einzutreten, der Herr Doktor sei noch beim Mittagessen, er habe um 1 Uhr Konferenz gehabt, und sei erst gegen drei nach Hause gekommen.

Bei den Worten der prächtigen Frau fällt Charlotta das Herz in die Schube, die Konferenz ist also schon gewesen, dem Jungen zu liebe hat sie also vergeblich den schweren Gang gehalten. Doch es ist so spät. Von drinnen tönt seine Stimme, die Stimme,

die einst des jungen Mädchens Entzücken war, und wunderbar, beim Anhören dieser Stimme strömt es wie neuer Frühling durch ihre Adern.

Run sitzt sie wartend in seinem guten Zimmer . . . und nun, nun erscheint er wirklich und lebhaftig, ganz der Alte, auf der Schwelle und streckt ihr seine Hand entgegen . . . ganz der Alte, der Sieger, der er trotz allem sein Leben lang geblieben zu sein scheint. Aber steif und förmlich kommt es von seinen Lippen:

"Was verschafft mir die Ehre, gnädige Frau. Ich bitte Sie, Platz zu behalten."

Und schüchtern, stotternd wie ein Kind, bringt sie ihr Anliegen vor.

"Die Konferenz ist heute Morgen gewesen gnädige Frau . . ."

"Also doch zu spät, also umsonst," fährt es da durch ihren Kopf.

"Ihr Gustav," fährt er ruhig fort, "ich werde ihn als Letzten mit in die nächste Klasse nehmen, denn ich hoffe, daß er unter meiner Leitung es doch zum Ziele bringt. Er ist ein guter Junge, ein begabter Junge und fleißig ist er, aber zu Hause scheint ihm die leitende Hand zu fehlen. Ich hoffe, daß es ihm gelingen wird, das veräumte bei mir nachzuholen."

"Wie gut Sie sind, Herr Doktor," bringt sie nun mühsam hervor . . . "Keinen Dank, gnädige Frau. Der Lehrer soll ein Interesse an seinen Schülern haben . . ." Und nun ruht sein Auge, fast will's scheinen in feuchtem Glanze, auf ihren Zügen, aber sein Blick bleibt fest, wie er sagt: "Und dann ist es Ihr Junge, gnädige Frau!"

In diesem Moment geschieht etwas Seltsames. Weinend sinkt Charlotta nieder auf den Sessel, von dem sie sich zum Gehen schon erhoben, und ihr Blick haftet auf einem Bild an der Wand.

Sie noch hier. In all den Jahren, sie noch hier, wie sie sich damals für ihn hatte photographiren lassen, draußen in der Vorstadt, da er ihr Jawort hatte, ehe der Vater mit seinen Projekten kam. Sie hier bei diesem Manne, in diesem Herzen unbefruchtet, und nun durchzuckt es sie, war sie denn jetzt nicht endlich frei, die Eltern tobt, der Gatte todt, so steht sie nun hier nach so vielen verlorenen Jahren.

Und als ob er, der Sieger, alle ihre Gedanken lesen könnte, als ob er hineinschaute in diese Seele wie in ein Buch, beginnt er:

"Ja, Charlotte, Ihr Bild hängt hier, denn dieses Bild war aufgegangen über meinem jungen Leben wie ein schöner Stern, und an seine Sterne glaubt ein Phantasi, wie ich einer bin, wenn seine Sterne auch die Dünste der Erde zeitweise verhüllen. Doch Sie wiederkommen würden in mein Leben, das wußte ich, Charlotte, denn daran habe ich geglaubt . . ."

Und sie liegt in den Armen des Siegers und weint und weint . . . Thränen, wie sie sie nimmer weinte, seit jenem Tage, da sie ihm den Abschiedsbrief geschrieben, wie sie keine weinen konnte am Traualtar, keine am Grabe ihrer Eltern und keine am Grabe ihres Mannes; denn das sind heilige Thränen, diese Thränen eines neuen Frühling . . .

Und am Osternmorgen wandeln drei glückliche Menschen durch den in ersten Schmelde eines neuen Frühling sprangenden Garten der Villa Carlotta. Ein fröhlicher Junge und "Heinz" und sie.

"Heinz," ruft sie da auf einmal und klatscht in die Hände:

"Sieh doch auf der Birke, mein Heinz! paar baut sich schon sein Nest, das ist heuer ein gesegnetes Jahr."

Genügsam.

Osterröthlung.

Was ist das doch für eine Freude, die Resterchen im kleinen Garten abzufruchen, zu entdecken, was wohl der Osterhase für schöne Eierchen oder sonstige schöne Sachen dort versteckt haben mochte!

Schon Tage vorher gab es große Aufregung. Denn Mama hatte gesagt, daß das Häschen nur dann die Resterchen draußen baue, wenn es schön Wetter sei. Sonst würde es die Sachen wohl irgendwo im Zimmer verstecken. Das war ja gewiß auch ganz nett, aber doch lange nicht so schön wie im Garten.

Am Osterfest feierte die Erde gleichzeitig mit der Auferstehung des Herrn ein neues Auferstehen; der liebe Gott hatte Sträucher und Bäume mit kleinen, ganz kleinen Blätterchen und Knospen überhäuft, so daß alles so ausseh, als blühte man durch eine grüne Fensterscheibe in den Garten. Der warme, milde Abend prophezeite einen warmen, milden Osterfesttag.

Und wie blühte da erst des kaum vier Jahre alten Kindes Herz!

Morgen! Gierlichen im Garten! Das trümmersche, mit Goldbloden umrahmte Gesichtchen sah starr, aber doch glücklich vor sich hin, als lebte es schon in der Freude. Rudi war ein stilles, eher tränkliches Kind, feilich weich und empfindsam. Es konnte nur einen Menschen: seine vergötterte Mama. Und doch, seit einem Jahr — seitdem Mama dem kleinen Rudi einen neuen Papa gegeben hatte — stand er was zwischen Mutter und Kind. Rudi war

es als gebürte ihm seine Mama nicht mehr so wie früher, und daher hatte jede Zärtlichkeit Rudis zu Mama etwas Scheues, Schmerzliches, das jedesmal war wie ein Abschied.

Rudi war ja zu klein und zu bläsig und zu dumm, um das sagen zu können, was er empfand. Auch ein Großer hätte es nicht sagen können; vielleicht hätte er es "Angst" genannt — Angst, Mamas Herz ganz an den neuen Papa zu verlieren und dann ganz allein zu sein.

Gewiß war der neue Papa gut — sehr gut sogar. Aber Rudi sagte sich, daß er gar keinen Papa brauche. War es doch drei Jahre ohne einen solchen gegangen und das Kind vollkommen der Frauenerziehung, den Händen der Mama und der guten Großmama, überlassen gewesen. Sie hatten es wie eine trankte Blume gepflegt und in kummervollen Nächten dem Tode entzissen. So oft sie das Kind anfaben, war es ihnen, als würde das Bild des Vaters des Kindes wieder lebendiger — des Mannes, der zwei Monate vor Rudis Geburt gestorben war.

Die Lebensgeister des Kindes waren so zart, daß sie ein Windstoß verläschen konnte, es geschah nun alles Erdenkliche, das Kindelein zu retten und am Leben zu erhalten. Und da kam als Haus- und Kinderarzt zum ersten Male der spätere neue Papa ins Haus, der Rudi stets nur Schmerzen bereitet hatte. Daß es zu seinem Vortheil war, verstand das Kind noch nicht. Es hatte nur das eine Bewußtsein, daß es stets, wenn der Professor kam, etwas Schmerzliches zu erwarten hatte — eine Medizin, eine Untersuchung oder eine Operation, wie damals bei der Diphtheritis. Und wenn das liebe, weiche Zureden von Mama und Großmama nichts half, fuhr der Professor das Kindelein barsch an, und Rudi gehörte in stummweinernder Angst. Daß es der Professor, ein herzergatter, edler Mann, nur gut meinte und alles nur zu Rudis Bestem that, konnte das Kind noch nicht erfassen.

So gedieh in Rudis kleinem Herzen nur Angst und Enifremdung, statt Liebe und Zutrauen zum neuen Papa.

Nur vor der Hochzeit schlang Rudi allabendlich die Armechen um Mamas Hals und fragte zitternd, wie von Angst gepieigt: "Soll Rudi den Professor schon Papa nennen?" Dann warf sich die schöne Mama, oft schon verzweilt und weinend, über das arme, angstvolle Kindelein und sagte: "Es geschieht ja nur deinetwegen, Lieblich, damit du nicht ohne Vater bist. Wir beide würden dich nur vermöhen, verzärteln — und das Leben da draußen läme dir dann zu schwer, zu grauam vor."

Rudi verstand das nicht. Er wußte nur, daß Mama weinte und der neue Papa dran schuld war.

Eines Abends wurde Rudi aufgeweckt; Mama stand in einem dunklen Reisefleid vor dem Kinderbettchen, neben ihr der Professor im Pelz. Mama keugte sich über das Kind und flüsterte: "Jetzt muh du zu dem guten Onkel Papa sagen." Sie sagte es mit unterdrückten Thränen. Und der neue Papa beugte sich zu Rudi hernieder, dessen Gesichtchen mit einem kalten, harten, struppigen Schnurrbart berührend. Dabei sagte er in seiner derben Manie: "Na, gib mir einen Kuß, dummer Bub. Wir wollen uns lieb haben. Gelt?" Und um seine weiche Stimmung zu verbergen, verzogte er dem Kleinen einen scherzhaften Klaps auf den Rücken. Doch Rudi verstand das nicht und fing an, bitterlich zu weinen. "Gott, das Kind ist eben verhasst", entschuldigte Mama, ihr Einziges umschlingend und gegen den Unwillen des neuen Papa vertheidigend.

"Die Hagen muß er sich abgewöhnen und die Heulererei", polsterte der Herr Professor.

Die ärztliche Praxis hielt den neuen Papa oft wochenlang fern; denn der Anstehung halber wollte er sich dem Kinde nicht nähern. Und wenn er kam, machte er einen seiner derben Wiße. Er war eben nichts weniger als ein Ge'ühlsmenschen. Im, eines Bauern Kind, im zartesten Alter hinausgestoßen in die Welt, schon als Kind ganz selbst überlassen, war Zärtlichkeit stets ein unbekannter Begriff gewesen. Und doch meinte er es sehr gut. Durch und durch Selbmademan, hatte er sich selbst durchgerungen, bis er das wurde, was er jetzt war: eine Kapazität und Berühmtheit. Es bereitete ihm Verlegenheit und Scham, weichere Gefühle zu zeigen, und jeder, der erst sein Herz kannte, vergötterte ihn trotz seiner rauhen Außenhülle und seiner oft brutal-täppischen Art.

Am Abend vor Ostern schlief Rudi ein. Morgen also durfte er im Garten Rester suchen.

Beim Gute-Nacht-Sagen fragte er Mama, deren zarte, durchsichtige Hand freudig: "Leg das Hasi-Hasi heute Nacht die Resterchen?" "Ja?" Und Mama sagte, daß das Hasi-Hasi um so mehr Resterchen bauen würde, je trauer das Kindelein war.

"Und wußt du mitzufuchen, Rameli? Ja? Wird dir das Hasi-Hasi auch Resterchen machen? Ja?" Dann kam Frage auf Frage, bis der kleine Kerl einschlief und im Traume einen schönen, schönen Blumengarten sah, durch den ein Hasi-Hasi hoppelte und mit den Ohren waddelte.

Lachende Sonne und fröhliches Kinderlachen! Um zehn Uhr, als die Sonne schon warm schien und den Morgenthau aufgelüßt hatte, durfte Rudi, nachdem ihm die Gummifuch-

den anezogen worden waren sowie die Gamaschen, in den Garten. Drei Resterchen hatte er schon entdeckt, und jedes wurde mit einem Jubelschrei begrüßt. Ach, was waren das für schöne Sachen, die in den bunten Eiern versteckt waren! Schokoladenplätzchen und ein kleines Biberdusch, und sogar in dem Riefenei eine ganz kleine Eisenbahn!

"Rameli, sind noch viele? Ja?" Rudi war schon abgehegt und müde und wischte sich die Stirne.

"Noch vier, im ganzen sieben. Hebe dich aber nicht so ab, Lieblich — sonst verlihrst du dich noch."

Nauchend sprang Rudi weiter und hatte bald das vierte.

Da kam Papa die Terrassenstufen herunter, ernst wie immer. Nur sein klarer Denkerblick lachte. Doch das sah das Kind nicht.

"Sieh, der Papa! Wie lieb, daß er kommt. Lauf ihm entgegen, Bubi, und gib ihm einen schönen Kuß!"

Rudi wurde ernst; das Kinderlachen verstummte. Er ging Papa entgegen, stellte sich auf die Fußspitzen und gas Papa einen Kuß.

"Na, was ist denn, dummer Bub? Wie viel Rester hast du denn schon?"

"Vier, Papa", sagte das Kind ohne Lächeln.

"Und wieviel sind im ganzen?"

"Sieben."

"Und wieviel bleiben da noch, wenn du jetzt vier gefunden hast?" examinierte er, ihn an den Loden gutmüthig zerrend.

"Vier."

"Du bist ja zu dumm. Vier von sieben macht drei. Das könntest du doch schon wissen. — Guten Morgen, Jenny", begrüßte er seine Frau.

Rudi war getränkt. Ihm war die Lust vergangen, weiter zu suchen. Er holte einige Plätzchen und knabberte sie schweigend, dem Papa den Rücken zuwendend.

Jenny, laß doch das Kind nicht so viel Schokolade essen. Du weißt, das ist nichts für den schwachen Magen. — Bubi! Gib mir die Plätzchen. Du bekommst alle Tage zwei, wenn du brav bist und dir merkst, daß sieben weniger vier drei macht. Na rasch, Heß schön!"

Mit zuckenden Lippen und thränenvollen Augen gehorchte das schweigend gewordene Kind. Das Mündchen aucte weiter. Nun war die ganze Freude und Sonne dahin. Wie schön wäre es gewesen, wenn Papa nicht gekommen wäre!

"Na, heute nur nicht gleich wieder. Von mir aus verdirbt dir den Magen dummer Bub. Man sagt es ja doch nur zu deinem Besten." — Das Kind legte still weinend seinen Schah in Pappas Hände. Und es hatte sich so darauf gefreut, damit zu lachen und Kaufmann zu spielen!

Weiteren Tones sagte dann Papa: "Komm her, Heulspeter du! Da hast! Und er gab ihm ein Goldstück, das das Kind hilflos in seinen Händen drehte, indeß Thränen das Gesichtchen herabrollten, eine um die andere.

Mama hochte sich neben Rudi nieder und drückte sein Gesichtchen an das ihre: "Sieh nur, der liebe, gute Papa! Ein blankes Goldstück! Wie gut der Papa ist! Geh doch hin, Lieblich, und dante dem guten Papa. Ja?"

Rudi gab ihm das Händchen, schweigend, die Augen zu Boden gehelzt — widerstrebend; dann wandte er sich um, umklammerte seine Mama und brach in ein heftiges, schmerzliches Weinen aus, das Gesichtchen in Mamas Schooß verbergend.

"Wirklich, der Bub wird alle Tage dümmel!" rief der Professor ärgerlich und verlieh den Garten.

Mama tröstete das Kind und küßte und herzte es. "Warum bist du denn so, Lieblich? Sieh, der Papa meint es doch so gut mit dir. Ein ganzes Goldstück hat er dir geschenkt. Das ist doch mehr werth als das alles. Freut's dich denn nicht?"

"N — n — nein!" schluchzte der Kleine.

"Aber, warum denn nicht? Papa hat dich doch so lieb."

"D — as Go — oldstück war nicht in ei — nem Ei — erden drinnen u — u — und ich mag's gar nicht!" flatterte er in tiefstem Schmerz.

Dem Kinde war der Tag verleidet; dem Papa auch.

Und er, der vernünftige Mann, die Kapazität der Wissenschaft, vermochte nicht in einer Kinderseele zu lesen.

Sprüche der Lebensweisheit.

Man soll nicht mit beschmutzten Fingern nach den Fleden anderer weisen.

Bist du ein Richter, so sei auch ein Schlichter.

Besuche deinen Freund in jedem Monat einen Tag, so wirst du theuer sein. Nur einmal ist des jungen Mondes Kommen ein Fest für groß und klein.

Ein Dummkopf, der den Weisen spielen will, erinnert an den Wogner, der erst sein Haupt im Winde weigt, obgleich jeder mann weiß, wie klein die Körner sind, die darin wohnen.

Wer sich selbst nicht recht kennt, wird auch andere Menschen nicht richtig beurtheilen können.

Unglücklich zu sinnen und zu denken, was man hätte thun können, ist das Uebelste, was man thun kann.